

Leben oder Lesen

Über Glanz und Elend einer Kulturtechnik

Autor: Wendelin Schmidt-Dengler



Foto: Regine Hendrich

▶ „Lebt der, der liest?“, stellt Wendelin Schmidt-Dengler in seinem Festvortrag zur Debatte

Was heißt lesen? Wer das Wort nur als Kulturtechnik qualifiziert, der greift zwar nicht daneben, aber zu kurz. „Lesen“ im Vollsinn des Wortes bestreicht ein großes Feld an Bedeutungen. „Leben“ und „lesen“ sind nur durch einen Konsonanten getrennt.“, betont K. Rossbacher in seinem Eröffnungsvortrag zum Internationalen Wiener Germanistenkongress 2000 und fährt fort:

„Diesen Unterschied nicht größer werden zu lassen, muss eine der Hauptaufgaben der Germanistik sein.“ Nicht nur der Germanistik, möchte man meinen, aber ist es in der Tat notwendig, leben und lesen nicht mehr getrennt zu betrachten, ja, so könnte man fragen, ist nicht Feindschaft gesetzt zwischen „Leben“ und „lesen“? Lebt der, der liest?

Es wäre nun vielleicht angebracht, auf der einen Seite jene aufzuzählen, die sich entschieden für das Lesen ausgesprochen haben und es wie Alberto Manguel als eine „essentielle Lebensfunktion“ „wie das Atmen“ bezeichnet haben. Oder Canetti: „Ohne Bücher verfaulen die Freuden.“ „Lesen Sie, um zu leben!“, rief Flaubert seiner Freundin Louise Colet und Mlle Leroyer de Chantepie zu.

Das Bekenntnis zur Lektüre

Wie hast du es mit dem Lesen? Das könnte zu einer peinlichen Gewissenserforschung führen, und selten wird einer sich frei von Schuld und Fehle fühlen, denn allenthalben, so scheint es unsere Kultur im Imperativ zu verlangen, muss gelesen werden. Das gute Buch, das interessante Buch, das Buch, das man liest und das die Prominenten in den dafür eigens reservierten Spalten unserer Gazetten empfehlen: Dann bist du nicht allein, der Prominente steht hinter dir und du empfängst mit ihm die Kommunion des Intellekts, und wehe du gestehst, du habest nur ein Buch gelesen, du bist, selbst wenn du Landeshauptmann bist, in aller Munde. Denn sie haben alle mehr gelesen, die aus den Zeitungen und Rundfunkanstalten kommen, sie sagen es zumindest, und sie verhöhn jene, die nur ein Buch gelesen haben.

Kurzum, das Bekenntnis zur Lektüre ist das Passepartout, das einem den Zugang zur besseren Gesellschaft verschafft, und wehe, man hat etwas nicht gelesen, man ist nicht diskursfähig, und so liest man keine Bücher mehr, sondern hat sie gelesen, denn das Bekenntnis, ein Buch nicht gelesen zu haben, desavouiert dich vor jenen anderen, die es auch nicht gelesen haben. Und es war eine mutige Tat von Julius Deutschbauer, der einfach eine Bibliothek der nicht gelesenen Bücher etablierte und seine Interviewpartner fragte, welches Buch sie nicht gelesen hätten, wie oft sie es nicht gelesen hätten und wann sie es nicht gelesen hätten.

Dem Lesen die Unschuld wiedergeben

Das Lesen in unserer Gesellschaft ist immer noch stigmatisiert durch den Akzent eines peinlichen Snobismus, und es bedarf wohl einer gründlichen Kur nicht nur kosmetischen Charakters, bis es frei ist von jener Anmaßung, mit der jene, die zu lesen meinen, jene, die nicht lesen, verurteilen und bestrafen. Denn das Lesen

von Büchern ist nach wie vor, und dies sei mit allem Nachdruck betont, ein Privileg, nicht nur ein Privileg der Bildung, sondern auch ein Privileg der mentalen Fähigkeit. Es geht darum, dem Lesen jene Unschuld wiederzugeben, die es dereinst hatte, als durch die Lektüre allmählich auch ein privilegierter Zugang zur Welt erworben werden konnte. Denn Lesen tun wir alle, nur lesen wir nicht immer in Büchern. Das Lesen ist eines der zentralen Bilder, und immer dort, wo es darum geht, eine Zeichenfolge in eine verständliche Folge zu übersetzen, lesen wir: Wir lesen nicht nur im gedruckten Buch, wir lesen auch in den Gesichtern der anderen, wir lesen vor allem im Buch der Natur, und wenn wir einen Garten betreten, so ist es so, als hätten wir eine Seite im Buche der Natur aufgeschlagen. Der Reiz der Prosa eines Adalbert Stifter besteht ja darin, dass seine Figuren in hohem Maße im Buche der Natur zu lesen verstehen und dass seine gedruckten Bücher so sind wie ein Stück Natur. Am schönsten hat diese Beziehung der junge Hofmannsthal zum Ausdruck gebracht, wenn er am Schluss seines Dramas „Der Thor und der Tod“ den Tod rätselhafte Verse der Bewunderung über die Menschen sprechen lässt, die immer zum Deuten sich aufgerufen fühlten, kurzum eine fortwährende Interpretation von allem, obwohl es keine bilanzierenden eindeutigen Ergebnisse gibt. Das Problem des Thoren Claudio besteht ja darin, dass er nur ein Lesender ist, dass er das Buch der Natur ersetzt hat durch das geschriebene Buch: „Ich hab mich so an Künstliches verloren,/Daß ich die Sonne sah aus toten Augen/Und nicht mehr hörte als durch tote Ohren [...]/Mein Leben zu erleben wie ein Buch [...].“

Das ist die hohe Zeit der Dekadenz: Hier lebt alles aus dem Buch und durch das Buch. Es ist die hohe Zeit des Lesens, es ist die große Zeit der Leser, jener, die aus den Büchern lesen und durch dieses Lesen eben auch die verwirrenden Zeichen der Lebenswelt zu lesen verstehen, die aus dem Lesen das Deuten gelernt haben. Wer wäre als Leser einem Sigmund Freud vergleichbar, der in der Literatur beschlagen war und aus ihr jene Modelle bezog, mit deren Hilfe er Schichte für Schichte des Seelenlebens freilegen zu können meinte?

Lesebiographien

Durch den primären Akt des Lesens emanzipiert sich seit der Auf-

klärung das Individuum von jenen Banden, die es in seiner Entwicklung zu beengen schienen, seien sie moralischer, politischer, konfessioneller Natur. Nahezu alle jene, denen wir die großen Entdeckungen des 18. und 19. Jahrhunderts verdanken, waren Leser, sie lasen in den Büchern, am rührendsten ist vielleicht die Geschichte jenes Franz Michael Felder, eines Vorarlberger Bauernsohnes, der von 1839 bis 1869 lebte, also nur seine 30 Jahre, der von nichts anderem so schwärmte als vom Lesen, der „Bibliothekari“ werden wollte, weil er da uneingeschränkten Zugang zu Büchern hatte, der als Kind im Alter von dreizehn Jahren nach dem frühen Tod des Vaters sein Zubrot verdienen musste durch Weben, wodurch kostbare Zeit für das Lesen verloren ging, so dass er nur nächtens lesen konnte. Um nicht einzuschlafen, aß er daher Unschlitt (Rinderfett), so dass er sich den Magen verdarb und wach blieb. Die Folgen waren ein Augenleiden, und so wanderte man nach Innsbruck zum näch-

sten Arzt, der betrunken war und dem Knaben das gesunde Auge herausoperierte. Und dieser Franz Michael Felder schaffte es doch, er wurde zu einem der bedeutendsten Erzähler des 19. Jahrhunderts, zu einem wichtigen lokalen Politiker, zum Vater von fünf Kindern, und er verstarb so früh. Die

Kulturgeschichte Europas ist vor allem eine Kulturgeschichte des Lesens, und auch mit allen Problemen, die das Lesen mit sich bringt, ob es Heinrich Jung-Stilling ist, der im Deutschland des 18. Jahrhunderts aufwächst, später zum Schriftsteller, Augenoperateur und Fachmann im Bereich der Ökonomie wird, oder ob einer wie Peter Rosegger aus der Schriftlosigkeit heraus zum Schriftsteller von breiter Wirkung wird: Ihre Biographien sind Lesebiographien: Lebensläufe, Leseläufe. Und die Lektüre muss gar nicht in diesem Sinne gut sein, qualitätsvoll, wie uns das beflissene Pädagogen suggerieren wollen: Es genügt ein Text, den wir verschlingen. Bei Felder war es die Gartenlaube, bei vielen von uns Karl May, ja das geht so weit, dass besorgte Pädagogen einschreiten, weil sie fürchten, der natürliche Menschensinn würde verdorben und – freilich nicht ganz unberechtigt – aus diesen jungen Leuten würden lauter Don Quixotes, die sich von irren Phantasien nie separieren können. Mein Vater untersagte mir die Karl May-Lektüre für die reguläre Schulzeit; nur in den Ferien und während der Krankheit durfte ich Karl May lesen, und ich war oft krank. Die Arbeiterbüchereien in der Zwischenkriegszeit untersagten den Erwerb und Verleih von Karl May-Bänden, was zur kaum beabsichtigten Folge führte, dass die Arbeiterjugend die katholischen Pfarrbibliotheken frequentierten.

„Es geht darum, dem Lesen jene Unschuld wiederzugeben, die es dereinst hatte ...“

Lebt der, der liest?

Das Lesen ist für viele lebensnotwendig, daher auch die Gleichsetzung mit dem Essen in der Metaphorik. Die Vergleiche, mit denen Essen, Trinken und Lesen bedacht werden, koinzidieren: Man liest ein Buch in einem Zug, wie ein Glas Bier. Eine Lektüre kann munden, freilich ist die Metaphorik nicht immer reversibel. Oft ist für die Damen im Café eine Mehlspeise wie ein Gedicht, ich habe aber noch niemanden zu einer Mehlspeise sagen gehört, sie sei ein Gedicht. So erscheint Lesen sprachlich als ein organischer, vitaler Vorgang. Aber, so müssen wir erneut fragen: Lebt der, der liest? Ist er nicht für seine Umgebung gestorben, da er ein Buch, wie es heißt, „verschlingt“? Wer liest, und wir lesen ja meist still, der kommuniziert nicht mehr, der ist eine andere/ein anderer geworden. Was heißt es heute, noch ein Leser zu sein?

„Zwischen den Büchern und der Wirklichkeit ist eine alte Feindschaft gesetzt,“ schreibt Hans Blumenberg. „Das Geschriebene schob sich an die

Stelle der Wirklichkeit, in der Funktion, sie als das endgültig Rubrizierte und Gesicherte überflüssig zu machen. Die geschriebene und schließlich gedruckte Tradition ist immer wieder zur Schwächung der Authentizität von Erfahrung geworden. Es gibt so etwas wie die Arroganz der Bücher durch ihre bloße Quantität, die schon nach einer gewissen Zeit schreibender Kultur den überwältigenden Eindruck erzeugt, hier müsse alles stehen und es sei sinnlos, in der Spanne des ohnehin allzu kurzen Lebens noch einmal hinzusehen und wahrzunehmen, was einmal zur Kenntnis genommen und gebracht worden war. Die Macht diesesindrucks bestimmt die Kraft der Rückschläge gegen ihn. Dann wird mit einem Mal der Staub auf den Büchern sichtbar. Sie sind alt, stockfleckig, riechen moderig, sind eines von anderen abgeschrieben, weil sie die Lust genommen haben, in anderem als in Büchern nachzusehen.“ (Blumenberg, 17)

Die Bücher sind Unnatur, sie sind ihres Surrogatcharakters überführt worden, sie trennen den Einzelnen nicht nur von der Gesellschaft, machen ihn zum Einzelgänger und zum Hagestolz, sie sind eine falsche Autorität, und wir müssen uns gegen sie kehren. Und wir besorgen das wiederum durch das Geschriebene, durch das Buch, denn dieses ist der Anwalt der Totalität, indem es wie kaum etwas anderes das Auseinanderliegende, das Disparate, das Widersprüchliche zusammenbringt, zwischen die Buchdeckel

presst, und ein großer Teil der Autorität, über die der Computer und das Internet verfügen, sind direkt vom gebundenen Buch auf diese übergegangen.

Die Zukunft des Lesens

Was ist aber heute aus dem Lesen geworden, ja mehr noch, wohin mit dem gebundenen Buch? Der Paradoxien ist kein Ende: Das Lesen geht zurück, die Zahl der gebundenen Bücher nimmt zu. „The book is obsolete“, verkündete in Wien unlängst der Sohn Marshall McLuhans. Und dazu gesellt sich die morose Klage jener unverbesserlichen Kulturpessimisten, die im Fernsehen und in den

Videoclips und in den Diskotheken lauter apokalyptische Signale wahrzunehmen meinen. Nicht darin würde ich die Gefahr erblicken, sondern in der mangelnden, ja eindeutig abnehmenden Fähigkeit oder Bereitschaft, sich dem Lesen, wie immer dieses auch beschaffen sei, ob im Buche der Welt und der Natur oder im gedruckten Buche, zu widmen, um einen längeren

Zusammenhang zu überdenken, Kontexte zu erkennen, für sich selbst zu erschließen. Und das kann man durch einen Roman, ein Gedicht, ein Drama, durch einen Essay, durch ein Sachbuch besorgen: Ich habe keine Zeit zum Lesen, das wird immer gegen jenen Anspruch mobilisiert, sich des längeren mit einem Text auseinanderzusetzen. Jenen aber sollte mit Energie ein Wort Heimito von Doderers entgegengehalten werden: „Wer Zeit hat, denkt, wer keine hat, verblödet.“ Und jene, die beklagen, dass sie nach langer Lektüre wieder am Ausgangspunkte angelangt seien, sei eine noch tiefere Weisheit verraten: Umwege erhöhen die Ortskenntnis.

Das Lesen als Surrogat für das Leben

Wer sich dem Lesen verschließt, entzieht sich einer der besten Möglichkeiten des Umgangs mit sich selbst, ja es scheint mir so, als ob die Nicht-Leser vor sich selber fliehen wollten, zumindest jene, die mit ihren Denkopoperationen auf andere wirken wollen. Die Lektüre ist zunächst der Ort, wo wir niemandem anderen begegnen als uns selbst, indem wir uns im Spiegel des Buches erfahren; freilich ist damit auch unerbittlich das Urteil über uns gesprochen, denn um ein Wort Georg Christoph Lichtenbergs, des Physikers und großen Aphoristikers, zu zitieren: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammen-

stoßen, ist es nicht immer das Buch, das hohl klingt“. Oder: „Wenn ein Affe hineinschaut, kann kein Engel heraus schauen.“ Mag sein, das viele deswegen den Umgang mit dem Buch scheuen. Das Buch, auch ein dummes Buch, ist der ideale Sparring-Partner unseres Geistes, doch von einer Lektüre kehrt man körperlich erholt und im Kopfe erfrischt zurück, während die Animateurs im Club Méditerranée schlaff machen.

Doch ich würde sagen: Lesen ja, aber mit Maßen. Das Lesen kann das Leben nicht ersetzen, wir wissen: Es ist ein Surrogat, das wir hier für das Leben angeboten bekommen. Aber wissen auch, dass wir ohne diese Surrogate so gut wie gar nicht mehr auskommen. Wir brauchen den Abglanz des Lebens im Buch, wir können das Buch schließen, wir können es öffnen. Das Buch hat vielleicht seinen singulären Charakter eingebüßt, aber wir haben kein anderes Mittel, mit dessen Hilfe sich unsere Individualität so nachhaltig und differenziert entfalten kann. Die ganze Skala unserer Affekte können wir am Buche ausprobieren und auskurieren.

Denken wir zurück: Die Autonomie des Subjekts, so fragwürdig und scheinhaft sie auch sein mag, sie hat im Lesen ihre beste Stütze; jene Köpfe – und abermals sei Sigmund Freud genannt –, denen wir so viele Einsichten verdanken, haben ihren erlesenen Rang sich erlesen. Sie mussten den Umweg über die Theorie gehen, und das Lesen ist der Ort der Theorie, die sich schützend vor die schnelle Einvernahme durch die Praxis stellt, und ein eben solcher Ort für diese Reflexion ist zu fordern, zumal in einem so hoch entwickelten Gemeinwesen zu fordern, nicht nur für die Auserwählten und Privilegierten, sondern für jeden, wo immer er tätig ist, denn wer Zeit hat, denkt, wer keine hat, verblödet. Das Lesen als Schutz vor einer Praxis, die mit ihren Forderungen des Alltags den Anspruch des Anderen, der Theorie mit herrischer Geste zu verbieten scheint. „Herzustellen wäre ein Bewußtsein von Theorie und Praxis, das beide weder so trennt, daß Theorie ohnmächtig würde und Praxis willkürlich.“ (Adorno, Stichworte 2, 171)

Literatur hoch im Kurs

Doch als Allheilmittel lässt sich Lektüre allein nicht anwenden; Lesen hat immerhin einen anderen Stellenwert in der Literatur, und so hat auch Kreisky immer wieder betont, wie sehr ihn Robert Musils großer Roman beeindruckte, und auch Handkes „Wunschloses Unglück“ hat er in einer Nacht gelesen und seinen Kabinettsmitgliedern die Lektüre dieses Buches nachdrücklich empfohlen. Seitdem steht bei allen Bundesregierungen Literatur hoch im Kurs, und man zeigt sich gerne als Lesende oder Lesender; Thomas Bernhard, nicht gerade beliebt bei den Politikern, wurde vom Staatssekretär Morak als ein Geschenk

Österreichs an die Welt bezeichnet. Die Frage, ob die Politik der USA vernünftiger wird, wenn George Bush sich statt zum Truthahnesen im Irak der Lektüre des „Mannes ohne Eigenschaften“ hingibt, ist rein rhetorisch.

Ob jedoch die Bildungspraxis dem Lesen als Theorie so gewogen ist, wenn man die Tendenz, die sich gegen das vermeintlich Unnütze in unserer Bildung richtet, beobachtet, wage ich zu bezweifeln. Es geht bei diesen Bildungsfragen sehr wohl ums Geld, aber nicht nur darum. Alles, was mit Lesen zu tun hat, scheint ja irgendwie in das „Rotstiftmilieu“ (K. Rossbacher) der Kulturbeamten gerückt worden zu sein. Es geht darum, dass auch der Reflexion jener Platz eingeräumt wird, in dem wir ohne den Zwang, auf ein bestimmtes Ziel zuarbeiten zu müssen, uns bewegen können. Es geht um jene Freiräume, in denen wir auf unterschiedlichen Ebenen diesen heimlichen Kräften in uns Möglichkeiten der Entfaltung gewähren können, sei es, um die abstrakte Reflexion zu pflegen, sei es um unserer Phantasie anhand von Karl May, Harry Potter oder Shakespeare auch die Möglichkeit zur Entfaltung zu geben.

Lesen ist mehr als eine Kulturtechnik

Wenn wir Lesen nur als „Kulturtechnik“ einstufen und es damit für die Curricula unserer Bildungsanstalten retten wollen, so haben wir es in seiner Bedeutung unterschätzt, es in einer naiv aufklärerischen Weise in seiner umfassenderen Funktion sträflich beschnitten und auf die Stufe der Benützung eines WCs herabgestuft. Nochmals: Das Lesen ist nicht ungefährlich und unbedenklich, und auch wenn jene, die Lesen, keine Waffen schmieden oder schießen, so tun sie auch nichts dagegen, wenn sie nur beim Buch bleiben und nicht handeln, diese Kluft zwischen der Vita activa und Vita contemplativa bleibt nach wie vor bestehen, und wir, gerade wir, die wir dem Buch und dem Lesen verpflichtet sind, sollten sie bedenken, bedenken auch, dass das Lesen mehr ist als nur das, was die moderne Pädagogik so gerne Geschicklichkeiten oder neuerdings auf deutsch „skills“ nennt: Es gibt wenige Mittel, mit deren Hilfe wir viele Fragen unserer fragwürdigen Existenz so deutlich mit uns selbst klären wie durch das Lesen. Es ist bei diesem wie mit der Butter: Es kann durch nichts ersetzt werden.



► Prof. Wendelin Schmidt-Dengler ist

Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Wien und Leiter des Österreichischen Literaturarchivs an der Österreichischen Nationalbibliothek.